Heimat Ostdeutschland: Jahrgang 1990

Ost und West, dachte unsere Autorin, spielten keine Rolle mehr. Dann spürte sie, wie sehr die Geschichte ihrer Eltern auch ihre eigene ist.

Mehr als zehn Jahre ehe ich anfang, mich ostdeutsch zu fühlen, stand ich an einer Straßenbahnhaltestelle in Magdeburg und versuchte zu verstehen, was ein lallender Herr mir sagen will. Der Mann, graue Haare, halbe Glatze, hatte eine Tüte vom Discounter in der Hand. Er schaute auf mich, 14 Jahre alt, rote Haare, Kapuzenpulli – und auf meine Freundin neben mir. »Was sagt ihr denn, ihr jungen Leute?«, rief er. »Bei euch
5 gibt es doch schon keine Unterschiede mehr zwischen den alten und den neuen Ländern, oder?«

Was ich antwortete? Keine Ahnung. Ich erinnere mich kaum mehr an Details, nur daran, dass es dunkel war und der McDonald's auf der anderen Straßenseite noch geöffnet hatte. Was ich in dem Moment nicht ahnte: dass der Mann eine Frage stellte, an die ich später wieder denken würde. Über die ich sehr viele
10 Jahre danach mit meinen Eltern aneinandergeraten würde.

Ich bin im September 1990 in Gardelegen geboren. In einem Land, das schon von keiner Mauer mehr umgeben war, das aber noch DDR hieß. In einem Land, das nicht mehr existiert. Ich gehöre zur ersten Ost-
15 Generation, die komplett im vereinigten Deutschland aufgewachsen ist. Als Baby hatte ich schon Pampers, keine Windeln aus Baumwolle mehr. Später habe ich dann selbstverständlich Nutella gegessen, nicht mehr Nudossi. Ich dachte immer: Osten und Westen, das ist doch Vergangenheit. Das Deutschland, in dem ich aufgewachsen bin, hatte 16 Bundesländer, keine alten oder neuen, keine östlichen oder westlichen. Die DDR war für mich Geschichte wie das Römerreich. Abgeschlossen. Vorbei. Der Osten war nur eine Him-
20 melsrichtung. Kein Gefühl.

Aber das hat sich ziemlich geändert. Heute, da das vereinte Deutschland und ich 27 Jahre alt sind, ist der Osten für mich ein Teil meiner Identität geworden. Seit zwei, drei Jahren sage ich sehr bewusst: Ja, ich bin Ossi. Heute rede ich mit meiner Familie darüber und mit Freunden, der Osten ist ein Thema für mich. Und das kam, weil sich vieles in unserem Land verändert hat.
25

Ich bin in Magdeburg aufgewachsen, aber mit 18 weggezogen, erst nach Berlin, dann nach München. Als Pegida aufkam, studierte ich gerade in Bayern – und stand auf der Gegen-Demo. Was die Leute in Dresden da wollten, kapierte ich genauso wenig wie die Menschen um mich herum. Diese ostdeutsche Wut, diese Angst vor Veränderung, irritierte mich. Aber mich irritierte noch etwas anderes, nämlich die Reaktion der
30 Westdeutschen: Wie einige pauschal auf die Bewohner von fünf Bundesländern eindroschen, den Osten als rechtspopulistische Zone abkanzeln, wollte mir nicht in den Kopf – es regte mich ziemlich auf. [...] Was ich merkte in der Pegida-Zeit: Sprüche über den abgehängten, zurückgebliebenen Osten waren auf einmal keine Sprüche mehr, sondern Ernst.

35 Mein erstes ostdeutsches Gefühl, so etwas wie meine erste Phase der Ossi-Werdung, war deshalb eine Trotzreaktion. Ich war gegen Pegida. Aber auch gegen die, die aus Pegida einen pauschalen Vorwurf an die gesamte Region ableiteten. Ich fing an, den Osten zu verteidigen.

Da war zum Beispiel der 13. März 2016. Sachsen-Anhalt wählte eine neue Landesregierung, die AfD erzielte in meinem Bundesland 24,3 Prozent, wurde zweitstärkste Kraft. Das schockte auch mich. Ich dachte:
40 Leute, so funktioniert das nicht! Aber dann besuchte ich Facebook und sah, was die Menschen schrieben, die ich in den vergangenen Jahren in Berlin, Hamburg oder München, den Städten, in denen ich gelebt habe, kennengelernt hatte: »Schäm dich, Sachsen-Anhalt«, las ich da, »Tja, was machst du mit so Leuten«, oder: »Diese Hohlköpfe!« Und da dachte ich: Leute, so funktioniert das aber auch nicht! Ihr könnt doch nicht 25 Jahre lang wegschauen. Und dann alle als Hinterwäldler abstempeln. Da merkte ich, dass etwas
45 schief läuft, dass sich etwas ändern muss. So wurde ich das erste Mal zur Lokalpatriotin.

Ich begann, über die alten und neuen Länder zu reden – ständig. Wie der Herr an der Bushaltestelle mich einst danach gefragt hatte, fragte ich jetzt alle, die ich traf, nach den Unterschieden. Dabei schaute ich von außen auf den Osten, weil ich ja selbst nicht mehr dort lebte, weil ich ja selbst mit 18 weggezogen war.

50 Immer mehr lernte ich, wie wenig die meisten wissen. Meine westdeutschen Freunde, mit denen ich jetzt über den Osten sprach, beschrieben ihr Schulwissen über die DDR kurz zusammengefasst in etwa so: Es war einmal ein böser Staat, dank uns Westdeutschen haben sie dort nun sogar Bananen; jetzt ist auch mal gut. Klar ahnten sie, dass das Unsinn ist. Aber irgendwie dachten sie es trotzdem. Eine Freundin aus
55 Bayern gestand mir, dass sie, wegen der AfD und Pegida, in ganz finstere Rollenmuster zurückfalle. »Die sind irgendwo tief in mir vergraben«, sagte sie. »Sodass ich dachte: Scheiß Ossi! Ihr Jammerlappen, dass ihr euch immer noch benachteiligt fühlt.«

Solche Aussagen, so empfand ich es, griffen meine Familie an. Unsere Geschichte. Und irgendwie auch
60 mich. Deshalb veränderte sich etwas in mir. Sobald das Wort »Osten« auch nur fiel, stand ich innerlich bereit, etwas richtigzustellen. [...]

Es begann, irgendwann, Phase zwei meiner Ossi-Werdung. [...] Doch je länger ich mit meiner Familie diskutier-
te, je mehr ich zuhörte, desto mehr kam es bei mir an: Woher das alles rührt. Was hier, im Osten, in
65 den vergangenen Jahrzehnten eigentlich abgegangen ist.

Vor einiger Zeit fuhr ich nach Magdeburg, zu meinen Eltern, um mit ihnen über den Osten zu sprechen. [...] (Wir) setzen uns an den Tisch in unserem Esszimmer, an dem ich schon als Kind saß. Da sagten sie mir, was sie von meinem neuen Ost-Interesse hielten: nicht viel. Sie sprachen mir ab, überhaupt ein Ossi zu sein.
70 Und sogar sich selbst. »Dieses ganze Ossi-Wessi-Ding gibt es doch überhaupt nicht mehr«, sagte meine Mutter. »Der Osten ist Geschichte«, sagte mein Vater. [...] Was meine Eltern und mich unterscheidet, ist einerseits, dass ich weiß, wie der Osten von außen immer noch gesehen wird. Und andererseits, und das noch mehr, dass sie mit »Ostdeutschland« und »Ossi« etwas anderes verbinden als ich.

75 **Ossi zu sein ist Solidarität**

Ossi zu sein, das hieß früher: von der westdeutsch geprägten Normalität abzuweichen. Ossi sein, das war etwas Schlechtes. Der Unterschied, der verschwinden sollte. Der der Wiedervereinigung im Weg stand.

Das hat sie geprägt. Meine Eltern haben so hart, ihre ganze Generation hat so hart an der Wiedervereinigung gearbeitet. Ihnen zu sagen, ich bin Ostdeutsche, bedeutete wohl, ihnen zu sagen: Sie haben es nicht geschafft.

Aber sie haben es geschafft. Sie haben so viel geschafft. Und ich gehöre vielleicht zur ersten Generation, die darauf verweisen kann. Ich kann Ossi sein, ohne dass mir vorgeworfen wird, die DDR zurückzuwollen. Ohne dass es eine Kränkung wäre oder als Rückwärtsgewandtheit ausgelegt wird.

Deshalb ist es vielleicht meine Generation, die zuerst verstehen kann, wie Pegida entstand (ohne zu viel Verständnis dafür zu haben). Denn ich weiß, woher die Angst vor Veränderungen kommt in der Generation meiner Eltern: weil die meisten Veränderungen in den vergangenen 27 Jahren welche zum Schlechteren waren. Ich weiß auch, wieso die Angst vor der Arbeitslosigkeit hier so viel tiefer sitzt als im Westen: Wer aufgewachsen ist in dem Denken, dass es kaum etwas Schlimmeres geben kann (und das hat die DDR vermittelt) – der wird dieses Gefühl auch nicht mehr los.

Ich würde sagen: Ja, ich habe verstanden.

Ich verstehe, dass man misstrauisch wird, wenn vieles anders kommt als versprochen. Ich verstehe die Traurigkeit, die entsteht, wenn man den Leuten beim Gehen zusehen muss. Ich verstehe den Trotz, den man entwickelt, wenn man jetzt endlich auch mal gehört werden will. Ich verstehe, wieso man Anerkennung für das Geleistete einfordert und mit Selbstbewusstsein über sein Leben reden will. Mir leuchtet ein, so abgedroschen das klingt, dass in der DDR natürlich nicht alles schlecht war, jedenfalls nicht im Alltag.

[...] Ich verstehe, dass nicht jedes Leben nach 1990 besser wurde. Meine Oma zum Beispiel hatte vorher alles, was sie brauchte. Dann wurde sie arbeitslos. Sie sagt, in der DDR habe sie besser gelebt, manchmal sehnt sie sich zurück. Ich verstehe auch sie. [...] In Gardelegen, meiner Geburtsstadt, hat vor einiger Zeit der letzte Lebensmittelladen im Zentrum zugemacht. Die meisten Läden in der Hauptstraße sind jetzt geschlossen. Die Stadt hat die Besitzer aufgefordert, Bilder in die Schaufenster zu stellen, damit die Leere ein bisschen weniger auffällt. Mir ist klar, dass man sich ohnmächtig fühlen kann, wenn man dabei zusieht. Und dass aus dem Gefühl der Ohnmacht auch Wut werden kann.

Wenn ich also sage, dass ich mich zuerst als Ostdeutsche fühle, dann ist das ein Versuch, diese Perspektive etwas sichtbarer zu machen. [...] Es ist Solidarität. Ich fühle mich mit der ostdeutschen Geschichte, den Erfahrungen, den Biografien verbunden. Es ist meine Heimat.

Gibt es einen Unterschied zwischen Osten und Westen, fühlen wir Jüngeren den noch? Würde mich das der Herr von der Straßenbahnhaltestelle heute fragen, würde ich sagen: Ja. Aber das muss doch nichts Trennendes sein.